

John hat Büchsenbier besorgt

Karrieren Der Schriftsteller Thomas Pletzinger über sein Vorbild, den amerikanischen Bestsellerautor John Irving

Es ist ein ungewöhnlich warmer Winter in Toronto, und die Welt wäre gern eindeutig. Normal wären bittere Kälte, weit unter null Grad, und ein zugefrorener Lake Ontario. Normal wäre ein eisiger Wind. Aber heute kann man ohne Mütze und Handschuhe durch Queen Street West rennen, vorbei an Hipstercafés und Wahrsagern, Garküchen und Dollar Stores, einer Psychiatrie und ein paar Puffs. Ein Mann im Eisbärenkostüm begleitet einen Kinderchor auf einem klapprigen Keyboard. Eine Straße der Wunder.

Zum Wasser geht es leicht bergab, der See ist glatt und blass, auf den Parkbänken sitzen alte Zigarrenraucher und lesen. Hinter dem Horizont liegen die USA. Es sind schwarz-weiße Zeiten. Die Titelseiten der Zeitungen erzählen von den großen Duellen, die zurzeit dort drüben ausgefochten werden: Trump gegen Cruz, Clinton gegen Sanders, Putin gegen Obama. Und vor allem: Football. Heute ist der 7. Februar, Super Bowl Sunday, heute soll es krachen.

Ich bin in Toronto, um John Irving in seinem kanadischen Exil zu besuchen. Er hat hier schon seit 30 Jahren eine Wohnung, aber erst im vergangenen Jahr hat er auch seinen Hauptwohnsitz nach Ontario verlegt. Sein 14. Roman „Avenue of Mysteries“ erscheint dieser Tage in deutscher Übersetzung („Straße der Wunder“), und eigentlich sollen wir über das Buch sprechen*.

Aber Irving mag Interviewtermine nicht besonders, außerdem findet nun ausgerechnet an diesem Sonntag im Februar das Herzereignis der amerikanischen Alltagskultur statt. Der 50. Super Bowl, das größte Sportereignis der Welt: Denver Broncos gegen Carolina Panthers, der alte Quarterback Peyton Manning gegen den jungen Überathleten Cam Newton. Irvings Assistent hat vorgeschlagen, dass wir uns das Spiel ansehen. Wenn Irving denn rechtzeitig aus Norwegen zurück sein sollte.

Ich jogge langsam den Boardwalk entlang, Richtung High Park, die Möwen auf



Pletzinger, 40, lebt in Berlin. Im vergangenen Jahr veröffentlichte er im SPIEGEL eine Reportage über Dirk Nowitzki.

SARAH LEE / ANTEROPICS

dem Geländer sehen unentschieden auf den See hinaus. Es ist nicht klar, ob es überhaupt klappt mit dem Treffen. Ich bin überrascht von meiner sich anschleichenden Nervosität. Eine seltsame Situation: Ich soll mein Vorbild interviewen.

Mein Englischlehrer hat mir vor Ewigkeiten einmal Irvings postmodern-tragikomischen zweiten Roman „Die wilde Geschichte vom Wassertrinker“ in die Hand gedrückt. Ich muss 16 gewesen sein. „Lies das“, sagte er. Zum ersten Mal ahnte ich, wie Literatur funktionieren könnte. Dann folgte „Das Hotel New Hamp-

shire“, später „Lasst die Bären los“, „Garp und wie er die Welt sah“ und all die anderen. Irvings Romane wurden dicker, die Welt wurde komplizierter, ich hangelte mich von Buch zu Buch. Mit John Irving habe ich lesen gelernt. Und schreiben. Und noch viel mehr: die Zusammenhänge von Körper und Papier, das Abschweifen und Wiederzusammenführen von Gedanken, Motiven, Erzählsträngen. Einen Sinn für das Abseitige, Traumatische, Ruinöse. Politik, Sex, Krieg. Für die großen Geschichten und die winzigen Details. Das Unwahrscheinliche, den Zufall, das Skurrile. Widerstand, Liebe, Enthusiasmus. Menschlichkeit. Die Liebe zum Vergehenden, die Wut über das Vergehen.

Apropos Zufall, apropos Enthusiasmus: Als ich am Wendepunkt der Laufstrecke keuchend im Ufersand stehe, als es nicht mehr weitergeht, sondern nur noch zurück, als die kanadischen Möwen über mich lachen, taucht auf der anderen Seite der Bucht die Silhouette Torontos aus dem Dunst. Die Sonne bricht durch, das Telefon klingelt, John Irving schickt eine Textnachricht: um fünf bei ihm zu Hause, er würde kochen.

„Straße der Wunder“ ist ein ausgefranztes und wild fabulierendes Buch, das erzählerische Salti schlägt, zu taumeln und zu stolpern scheint und dennoch zum Punkt kommt. Es ist ein ernsthaft menschliches Buch. Es ist natürlich ein typisches John-Irving-Buch, mit den typischen Motiven: Waisenkinder und Patchworkfamilien, Transvestiten und Schriftsteller, Prostituierte und Priester, tragischer Verlust und echte Treue, physische und psychische

Versehrtheiten, Glaube und Aberglaube, Liebe und Sex verschiedenster Spielarten, Aids, der Zirkus, die Kirche, Clowns und Zwerge, die hellen und dunklen Ecken der menschlichen Seele. „Straße der Wunder“ ist im Grunde das nächste Kapitel der großen John-Irving-Saga.

Das beinahe 800 Seiten dicke Buch erzählt die Geschichte des Schriftstellers Juan Diego Guerrero, aufgewachsen als halb verwaistes Müllkippenkind auf einer vor sich hin schmurzelnden Halde im mexikanischen Oaxaca, Mutter Putzfrau und Prostituierte, Vater abwesend. Juan Diego und seine erratisch-hellsichtige Schwester Lupe leben vom Müll der Zivilisation. Der Junge bringt sich in Eigenunterricht Lesen und Schreiben bei, die beiden werden von Geistlichen errettet, kommen bei einem Zirkus unter und gelangen schließlich mit der goldherzigen Trans-Hure Flor und ihrem Liebhaber Edward nach Amerika. Juan Diego verliert seine Mutter, Lupe, Flor, Edward und fast seinen Fuß und wird trotz oder gerade wegen dieser traumatischen Widrigkeiten zum berühmten Schriftsteller, schließlich unterrichtet er sogar am legendären Writers' Workshop in Iowa City.

Die Rahmenhandlung nun begleitet den älteren Juan Diego auf einer unliebsamen Reise nach Manila. Juan Diego ist eine treue Seele: Er hat als Kind einmal versprochen, diese Reise zu unternehmen. Der Schriftsteller reist allein, er hat Herz- und Erektionsprobleme. Unterwegs gerät er allerdings an ein mysteriöses Mutter-Tochter-Paar und kommt auf den langen Flugreisen mit den Dosierungen seiner Medikamente durcheinander. Ohne Betablocker kommen die Erinnerungen, und Viagra tut, was Viagra tun muss. Während Juan Diego schläft und döst, träumt er sich kreuz und quer durch sein Leben, und wenn er wacht, gerät er in unerwartete sexuelle Abenteuer. Das Ganze wird zur aberwitzigen Zickzackreise durch sein Leben und die Erinnerung daran.

Wenn Irving etwas beherrscht, dann sind es Architektur und Konstruktion seiner Geschichten. Wo er sonst jedoch unsichtbare Schnitte und Erzählbögen bevorzugt, häkelt Irving in „Straße der Wunder“ das Leben Juan Diegos luftig aus Assoziationsketten zusammen. Die das Buch durchflatternden Handlungsstränge und Plot-Enden werden schließlich wieder eingesammelt und verknötet.

Zum Football trinkt man Bier, also stehe ich eine halbe Stunde vor dem Treffen in

* John Irving: „Straße der Wunder“. Aus dem Amerikanischen von Hans M. Herzog. Diogenes, Zürich; 784 Seiten; 26 Euro.



Autor Irving: Lieber Football gucken als ein Interview geben

einem riesigen Getränkemarkt voller Bier und Wein. Es gibt alles, was man trinken kann, und ich kann mich nicht entscheiden. Football ist neben dem Ringen die Sportart, die in den Büchern Irvings die größte Rolle spielt. In „Die wilde Geschichte vom Wassertrinker“ verkauft Bogus Trumper Wimpel im Kinnick Stadium von Iowa City, „Die Vierte Hand“ spielt im Umfeld der Green Bay Packers. Im „Hotel New Hampshire“ vergewaltigt der Quarterback Chipper Dove die weibliche Hauptfigur, und Hüne Junior Jones rächt und heiratet sie. Für Irving und Irvings Werk war Sport immer eine große Metapher, er ist poetologische und pragmatische Grundlage für seine Arbeit. Ringen und Squash, Gewichtheben oder Laufen. Drill und Übung. Football ist bei Irving das amerikanische Kernspiel: Machismo, Gewalt und Intoleranz, gleichzeitig aber auch Ästhetik, Athletik und kollektive Leidenschaft. Welches Bier also? Etwas Nostalgisches? Ein Pabst Blue Ribbon wie bei den Spielen der Hawkeyes in Iowa City? Etwas mit Bezug zum Werk? Kingfisher wie Dr. Daruwalla in „Zirkuskind“? Etwas Deutsches? Warsteiner? Oder doch Miller Lite?

Ich klopf an die Tür von John Irvings Arbeitswohnung, in der Tasche eine Literflasche aberwitzig teures belgisches Weißbier. Dazu mein Notizbuch und „Avenue of Mysteries“, durchgearbeitet und geflaggt. Nur wenig rege ihn so auf wie mangelnde Vorbereitung, wird Irving später sagen. Und natürlich dämliche Fragen.

Irving sieht jünger aus als seine 73 Jahre und viel wacher als erwartet. Trotz Jetlag. Er wolle mir kurz zeigen, wo er arbeite, sagt er. Wir betreten eine sehr aufgeräumte Wohnung. Eine kleine offene Küche, ein Schlafzimmer, in dem seine Kinder übernachten, wenn sie zu Besuch sind. Ein Arbeitszimmer für seine Assistentin. Eine Art Konferenztisch. Ein Laufband. Auf den Sesseln ordentlich arrangierte Kissen. Und überall Bilder, ohne die man Irvings Atelier für eine Hotelsuite halten könnte. Da hängen Fotos von ihm und seinen drei Söhnen beim Skifahren, beim Ringen. Kinderbilder. Schwarz-Weiß-Fotos, Bilder in den irren Farben der Siebzigerjahre. Porträtbilder, Autorenfotos, Familienfotos, Sportbilder. Die Aufnahme in die Wrestling Hall of Fame. Ein Bild seines leiblichen Vaters in Uniform. Seiner Mutter. Alle gut und ordentlich gerahmt, in Petersburger Hängung, ein Museum seines Lebens.

Es fällt schwer, Irvings Atelier, seine Bilder und seine Bücher nicht biografistisch in Einklang zu denken. Er hat mit der Herkunft seiner Geschichten oft und ausführlich gespielt, über seine Lebensthemen hundertfache Variationen geschrieben. Immerhin hat er bei Kurt Vonnegut studiert. Auch Juan Diego ist Schriftsteller und wohnt in Iowa City. Überhaupt ist „Straße

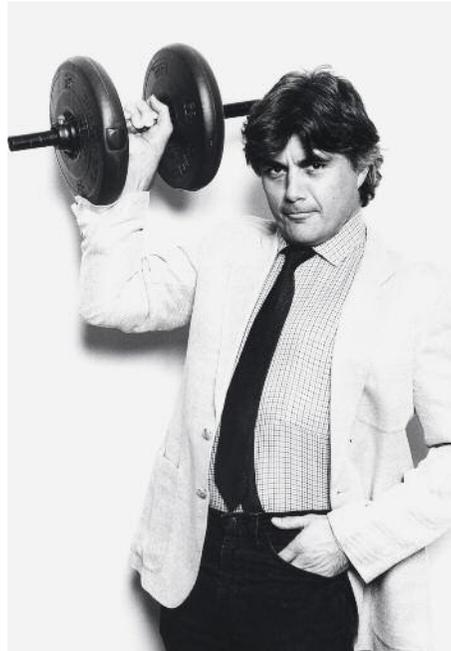
CHRISTOPHER WAHL / CONTOUR BY GETTY IMAGES

der Wunder“ eine Art Meta-Roman für das Werk Irvings geworden – wer es kennt, hat bei der Lektüre dieses Buchs die doppelte und dreifache Freude des Wiedererkennens: „In einem seiner weitgehend unbeachteten Frühwerke war die Hauptperson ein Mann mit Harnwegsproblemen. Seine Freundin hat in ihrem Schlafzimmer ein riesiges Aquarium; das exotische Unterwasserleben zu sehen und zu hören hat irritierende Auswirkungen auf den Mann, dessen Harnröhre als ‚ein schmaler, gewundener Gang‘ beschrieben wird“, heißt es in „Straße der Wunder“, und der langjährige Leser erkennt den „Wassertrinker“, der hier beschrieben wird. Immerwiederkehr der biografischen Marker und Themen bei Irving ist ein altes Lied – und auch der längst leiernde Refrain der Irving-Kritik. „Was denken diese Leute?“, fragt Irving. „Dass diese Dinge einfach verschwinden? Ungerechtigkeit? Diskriminierung von Randgruppen? Verlust? Die Abtreibungsdebatte? Der Tod? Dass diese Dinge nicht mehr erzählt werden müssen?“

Auf dem Kaminsims steht der Oscar für das Drehbuch zu „Gottes Werk und Teufels Beitrag“. „Den nehme ich nur einmal im Jahr in die Hand“, lacht Irving. „Wenn die Oscars verliehen werden.“ Sein Atelier ist vollgestopft mit den Insignien des maximalen Erfolgs: die polierte Statuette, dazu Fotos von Preisverleihungen, Urkunden und Zertifikate, hier und dort ein paar ausländische Ausgaben seiner Bücher, stapelweise „Avenue of Mysteries“. Aber tatsächlich stehen sie nicht im Zentrum des Ateliers. Vielmehr scheinen all diese Dinge auf den riesigen, L-förmigen Schreibtisch zu weisen, der die fensterlose Wand des Ateliers einnimmt. Sicher sieben Meter. Am kurzen Ende steht ein MacBook, nicht das neueste Modell. „Für E-Mails“, erklärt Irving. „Sonst schreibe ich alles per Hand, und meine Assistentin tippt es ab.“

An Irvings Schreibtisch überkommt mich eine eigentümliche Feierlichkeit. Eine seltsame Begeisterung für Papier, Stifte und Arbeitsrituale, als könnte man den Ideen des Autors über sein Werkzeug irgendwie näherkommen als mit seinen Büchern. In einem Marmeladenglas stehen Dutzende angespitzte Bleistifte, daneben Zwanzigerjahre-Postkarten aus Zermatt, Radiergummis, gelbe Notizblöcke, weißes Papier. John Irvings Schreibtisch. Das Sortierte, Parallele, Rechtwinklige. Irving sieht verständnisvoll dabei zu, wie ich seinen Arbeitsplatz bewundere, dann klingelt sein Telefon, er entschuldigt sich, und als er zurückkehrt, erzählt er, dass seine Frau heute Abend nicht da sein könne, ihre Mutter sei gestürzt und im Krankenhaus. „Niemand wird jünger.“

Wir reden über die Projekte, an denen er gerade arbeitet, Irving räumt und sortiert unterdessen ein wenig hin und her.



GIUSEPPE PINO / CONTRASTO / LAIF

Schriftsteller Irving 1982
Im früheren Leben ein Ringer



N. CRAMPTON / OPALÉ / L'ÉVÉNEMENT / LAIF

Freunde Grass, Irving 1983
Zur Trauerfeier nach Lübeck

Er zeigt auf einen dicken Stapel handgeschriebener Seiten in der Mitte des heiligen Schreibtischs, daneben ein dünnerer Päckchen. Hunderte säuberlich abgetippte Drehbuchseiten. Für den Pay-TV-Sender HBO schreibe er gerade an einer Serienadaption von „Garp“. Sechs Folgen. „Das Buch ist ja schon mal als Spielfilm verfilmt worden. 1982. Mit Robin Williams und Glenn Close und John Lithgow“, erzählt er. „George Roy Hill hat damals wirklich keinen schlechten Film gemacht, aber in einer heutigen Miniserie kann man aus diesem Stoff noch eine ganze Menge mehr herausholen.“ Er sieht auf die Uhr, das Spiel fange gleich an, und kochen müssten wir auch noch. Wir löschen das Licht, wir nehmen die Treppe. Wahrscheinlich ist das das Zeitgemäße an Irvings Erzählweise (oder das Traditionelle an der modernen Fernsehserie): das Horizontale, Mäandernde, die narrativen Schleifen. Vor allem: die niemals alternden Themen.

John Irving hat Büchsenbier besorgt. Er schaltet den Fernseher ein, Lady Gaga

singt gerade die Nationalhymne, Irving findet Lady Gaga passend für Amerika. Wir sind jetzt in der richtigen Wohnung, ein Stockwerk tiefer. Irving krempelt die Hemdsärmel hoch und beginnt zu arbeiten. Er hackt Zwiebeln, putzt Salat und Paprika, seine Messer sind scharf, er hat beide Hände voll zu tun. Tomaten, Pfeffer, reichlich Olivenöl. Das Gespräch driftet von Sport zu Politik, Irving flucht auf Rassismus, Intoleranz, Homophobie, die Waffengesetze der USA, ein „pile of dog shit“ seien die. „Niemand braucht in Amerika eine Kalaschnikow!“, skandiert er und säbelt in null Komma nichts drei Auberginen klein. Er füllt die Paprika mit fein gehacktem Huhn, Kräutern und Mais. Er reißt noch eine Bierdose auf und schenkt uns nach. Irving kocht, wie er schreibt: professionell, alles ist vorbereitet und geplant und sieht am Ende mühelos aus.

In der Halbzeit singt Beyoncé, und Irving serviert mexikanisch gefüllte Paprika in italienischer Soße. Pünktlich zum Essen klingelt Marty Schwartz, Irvings Hausarzt und seit Jahrzehnten Berater in medizinischen Fragen. Großes Hallo, wir köpfen das belgische Bier. Das Spiel scheint früh entschieden, die Broncos dominieren, wir sehen nur noch mit einem halben Auge hin. Ab und zu klingelt das Telefon: Nachrichten seiner Frau aus der Notaufnahme.

Schwartz scheint alle Irving-Bücher auswendig zu kennen, er hat immer die passenden Zitate parat. Für „Straße der Wunder“ hat Schwartz seinem Freund über Betablocker und Viagra referiert, tödliche Raubtierverletzungen recherchiert und über HIV und Aids gesprochen. „John sagt mir, wie seine Figuren sind“, erzählt Schwartz und strahlt stolz. „Und er sagt mir“, so Irving, „wie sie sterben könnten.“ Schmerz und Trauer und Tragödie gehören zu seinen Geschichten, weil sie zu diesem schlimmen und schönen Leben gehören und weil im Finstren das Helle besser strahlt.

Das Spiel ist gelaufen, im Fernsehen geht Konfetti auf die Sieger nieder, Manning reckt den Pokal, Newton sitzt schluchzend am Spielfeldrand. Irving und Schwartz sprechen über die Gleichzeitigkeit von Freude und Trauer, die Zerbrechlichkeit des menschlichen Körpers, das Altern. Die Trauerfeier für Irvings Freund Günter Grass in Lübeck. Den Tod von Kurt Vonnegut. All diese Geschichten!

Und über Juan Diego Guerrero, Irvings Figur aus seinem neuen Roman, sprechen die beiden wie über einen alten Freund. Ein tragischer, trauriger, leuchtender Held. Wir heben unsere Gläser in die Höhe, Irving guckt gleichzeitig melancholisch und euphorisch in die Runde. Das Leben bleibt ein großes Durcheinander, und als Janet Irving nach Hause kommt, beginnt John Irving aufzuräumen.